

»Der Laie ist dem Linguisten sein Feind«

Anmerkungen zur Auseinandersetzung um Bastian Sicks Sprachkolumnen

Manfred Kaluza

1. Einleitung: Flurbereinigung und Überlieferungszusammenhang

Zwei Tatsachen machen die Beschäftigung mit Sprache zu einer verflixten Angelegenheit. Da alle sie benutzen, ist der Schritt, sie zum Gegenstand der Erkenntnis oder Kritik zu machen, scheinbar ein kleiner. Viele Selbstberufene treten auf den Plan und stiften Verwirrung, weil sie vorgeben, die Sorgen und Nöte der Sprachbenutzer ernst zu nehmen. Bastian Sick ist einer von ihnen, ein Parvenu, dessen Einlassungen zur deutschen Sprache eine große Öffentlichkeit erreichen und mit ihrer Mischung aus Unterhaltung und Belehrung viele Menschen ansprechen. Werner Roggausch verortet ihn an der »Schnittstelle von Sprachwissenschaft, Pädagogik und Unterhaltung« (Roggausch 2007: 527). Solch schillernde Paradiesvögel aber sind den wahrhaft Berufenen, den Wissenschaftlern, die die

Sprache als ihren Gegenstand definieren, kurz den Linguisten, und den Sprachlehrern, die sie zum Gegenstand der Vermittlung machen, ein Dorn im Auge. Ihre Aufgabe sehen sie darin, auf dem weiten Feld der Beschäftigung mit Sprache eine Flurbereinigung durchzuführen, das Feld zu vermessen, in kleinere Felder mit spezialisiertem Anbau zu unterteilen, Begriffe dafür zu prägen und darauf zu achten, dass die Grenzen scharf markiert bleiben.¹ So wurde den Selbstberufenen, die sich um den Zustand der Sprache sorgen und sie deshalb pflegen möchten, das Feld der Laien-Linguistik (Antos 1994) zugeteilt, dem Maintz/Elspaß jegliche Legitimität absprechen. Sie dulden in ihrem Text Sick allenfalls auf dem Feld der Unterhaltung, bekanntlich »Geschmackssache«, auf den Feldern der Sprachpädagogik, geschweige denn der Linguistik, hat er ihrer Meinung nach nichts zu suchen.

1 Ein Beispiel von Maintz/Elspaß: »Es gibt ja im Grunde zwei Arten von Grammatiken (...), nämlich 1. linguistische (wissenschaftlich-beschreibende) und 2. didaktisch oder pädagogisch angelegte Grammatiken (Lernergrammatiken)«. (Maintz/Elspaß 2007: 517)

Neben der notwendigen, aber nicht immer übersichtlichen Flurbereinigung gibt es eine zweite Komplikation: den Überlieferungszusammenhang. Alles über Sprache scheint bereits gedacht und gesagt zu sein, mag es uns bewusst sein oder nicht. Ersparen wir uns an dieser Stelle die Ursprungserzählungen (»Am Anfang war das Wort«), und die bedeutenden Erkenntnisse früher Hochkulturen. Die Griechen, sprachphilosophisch und erkenntnistheoretisch bahnbrechend, waren jedoch genau wie die Römer sehr auf ihre eigene Sprache fixiert und linguistisch nicht so interessiert. Erst das viel gescholtene »finstere« Mittelalter blickte in sei-

nem »Herbst« über die Grenzen der eigenen Sprache hinaus und untersuchte immer systematischer die Volkssprachen, die sich von dem antiken Erbe emanzipierten und im Laufe der Zeit aus verschiedenen regionalen Varianten eine zumindest im Schriftverkehr verbindliche Standardsprache herausbildeten.

Eine dieser Sprachen war die deutsche, zu allen Zeiten heftig umkämpft wie die anderen Sprachen auch. Wer würde bestreiten, dass die folgende tabellarische Gegenüberstellung den Positionen, wie sie Maintz/Elspaß und Roggensch in Info DaF 34, 5 (2007) vertreten haben, nahe kommt?

	<i>Sturm und Drang</i>	<i>Aufklärung</i>
Diatopisch	Dialekte aller Regionen	Sächsisch-Meißnerischer Dialekt
Diastratisch	Sprache der niederen Schichten	Sprache der Schriftsteller (Wieland) oder der oberen Schichten (Adelung)
Ziel	Ursprungsnähe, Emotionalität	Verfeinerung, Deutlichkeit
Legitimation	quasi-demokratisch	elitär-traditionell

(*Sprachnormenkonzepte in Aufklärung und Sturm und Drang, entnommen aus Scharloth 2000: 48*)

Mehr als 200 Jahre, grundlegende Erkenntnisse und viel voll geschriebenes Papier weiter, lässt sich der Unterschied zwischen den beiden Texten so formulieren: Maintz/Elspaß beginnen mit sprachlichen Tatsachen und enden bei gesellschaftlichen Zielvorstellungen. Roggensch beginnt mit sprachlichen Zielvorstellungen und endet bei gesellschaftlichen Tatsachen.

Maintz/Elspaß' deskriptiv-positivistisches Verständnis von sprachlicher Richtigkeit wäre in der Tat »banal und belanglos«, wenn es die diesem Verständnis unterliegenden Zielvorstellungen von der Sprachgemeinschaft¹ nicht gäbe.

Maintz/Elspaß halten Sicks' Kolumnen für nicht zeitgemäß, denn sie passen nicht zu einer »modernen, toleranten Gesellschaft« (vgl. Maintz/Elspaß 2007: 516). Diese Sprachgemeinschaft beruht auf abstrakten Leitbildern, auf die sich (hoffentlich) eine Mehrheit schnell einigen kann: Vor der Sprache sind alle gleich, niemand sollte aufgrund seines tatsächlichen Sprachgebrauchs diskriminiert werden, weder sozial, regional noch geschlechtsspezifisch. Maintz/Elspaß' skrupulöse, differenzierte, genaue Beschreibung des tatsächlichen Sprachgebrauchs, mit faktischer Richtigkeit ausgestattet, findet in einer Sprachgemein-

1 Ich benutze die Begriffe »Sprachgemeinschaft« und »Gesellschaft« synonym, obwohl sie nicht deckungsgleich sind.

schaft statt, die nur als Ideal in ihren Köpfen, eben als Zielvorstellung, existiert.

Roggasch verfährt umgekehrt, sein Ausgangspunkt ist ein abstraktes Konstrukt, die Standardsprache, die in realiter von niemandem gesprochen oder geschrieben wird, und er begibt sich von dort in die Niederungen einer Sprachgemeinschaft voller Defizite, Ungleichheiten, Diskriminierungen, Kränkungen. Man muss den kulturpessimistischen Duktus seines Textes nicht unbedingt teilen, um den realistischen Gehalt einer normbasierten Sprachgemeinschaft zu erkennen und sein Bedürfnis nach Orientierung zu verstehen.

Ich möchte meine folgenden Anmerkungen zu dieser Auseinandersetzung zweiteilen und zunächst zur Streitfrage Position beziehen: Sind Bastian Sicks Kolumnen für den Deutsch als Fremdsprache-Unterricht geeignet? Hier folge ich der kritischen, diese Frage verneinenden Position von Maintz/Elspaß. Im zweiten Teil möchte ich mich mit dem Sprach- und Wissenschaftsverständnis von Maintz/Elspaß auseinandersetzen, dessen Pointe ich in dem Dilemma des Goetheschen Zauberlehrlings sehe, der die Geister, die er ruft, nicht mehr loswird. Das Sprach- und Wissenschaftsverständnis von Maintz/Elspaß, die aus dem tatsächlichen, vor allem mündlichen Sprachgebrauch faktische Richtigkeit folgern, führt zu einem »babylonischen Varietätengewirr«¹, das nach Leuten wie Sick, die einem breiteren Publikum Informationen und auch Orientierung im »Irrgarten Sprache« geben wollen, geradezu schreit. Es ist mehr als amüsant zu lesen, wie Maintz/Elspaß in ihrem Text versu-

chen, von Zauberlehrlingen in die Rolle der alten Meister zu schlüpfen, denen es obliegt, den Geist von Sicks Kolumnen wieder in die Flasche zu bannen. Dass ihnen dies nicht gelingt, ja gar nicht gelingen kann, möchte ich trotz meiner unverhohlenen Sympathie für ihre Zielvorstellungen im zweiten Teil zeigen. Hier folge ich Roggasch, der Sprachgebrauch und Sprachwandel als »normgesteuert« charakterisiert. In bester Laienmanier werde ich induktiv vorgehen und ein Beispiel diskutieren.

2. Der Anlass: Sind Bastian Sicks Sprachkolumnen für den Deutsch als Fremdsprache-Unterricht geeignet?

Ich halte Sicks Kolumnen nicht für geeignet für den Deutsch als Fremdsprache-Unterricht, egal auf welcher Stufe, insbesondere aber dort, wo mit einer Spracherwerbsprogression gearbeitet wird. Hier folge ich den Argumenten von Maintz/Elspaß und finde es auch legitim, im Unterschied zu Roggasch, Sick »an Kategorien der wissenschaftlichen Grammatik zu messen« (Maintz/Elspaß 2007: 527), da die Wissenschaftsorientierung ein wesentliches Kriterium für den im Unterricht zu vermittelnden Stoff sein sollte.

Zusammenfassend lassen sich folgende Gründe gegen die Benutzung von Sicks Kolumnen anführen:

1. Sie sind, im Unterschied zu Grammatiken und Sprachlehrwerken, unsystematisch aufgebaut. Aus den Titeln der Kolumnen kann man häufig nicht ihren Gegenstand erkennen, sie laden eher zum zerstreuten Blättern als zum konzentrierten Lesen ein. Zum Nach-

1 Dem »Varietätengewirr« folgt das »Begriffsgewirr«. Einen in seiner Aussichtslosigkeit heroischen Versuch, das »Drunter und Drüber beim Definieren« zu lichten, unternimmt Löffler (2004).

- schlagen irgendwelcher Probleme sind sie gänzlich ungeeignet.
2. Sie sind manchmal fehlerhaft, oft einfach nur ungenau, so schlägt Sick in der Kolumne »Deutsch strikes back!« (Sick Folge 3 2006: 87–95) statt aktuell gebräuchlicher englischer Fremdwörter nicht nur deutsche Wörter, sondern auch eingebürgerte Fremdwörter vor, ohne dies deutlich zu machen.
 3. Sie sind weitgehend irrelevant, da sie häufig auf Zweifelsfällen, Kuriositäten und Spitzfindigkeiten beruhen.
 4. Sie unterscheiden zu wenig und zu ungenau zwischen mündlichem und schriftlichem Sprachgebrauch.
 5. Sie geben die Quellen ihrer Weisheit nur gelegentlich und dann auch noch ungenügend preis. Für den Sprachlehrer ist es schwer, die diskutierten Beispiele zu überprüfen und sie gegebenenfalls zu relativieren oder zu korrigieren.
 6. Sie sind für Deutschlerner, ich behaupte selbst für Muttersprachler, sehr schwer zu lesen. Dies hängt mit den Merkmalen der Textsorte »Kolumne« zusammen, die meinungsbetont und kommentierend ist und viele stilistische Eigentümlichkeiten des Verfassers aufweist. Zwar lassen die Kolumnen eine grobe Struktur erkennen, die die wiederholte Lektüre erleichtert, aber der Schreibstil, eine Mischung aus sachlich, informativ, schnoddrig, veralbernd, herablassend, noch dazu gespickt mit »aktualitätstrunkenen« Versatzstücken aus der bundesrepublikanischen Medienlandschaft, macht die Lektüre im Unterricht oder zu Hause selbst für fortgeschrittene Lerner sehr, sehr schwer. Diese ungute stilistische Mischung zeigt sich bereits in der durch ein unterschiedliches Druckbild abgesetzten Hinführung zum Thema, steigert sich in den häufig genutzten, auf einer Skala von »gequält witzig« bis »an die Schmerzgrenze peinlich« anzueselnden Rahmenerzählungen, und erreicht in der bemühten und gehäuften Integration der diskutierten Beispiele in den laufenden Text ihren Höhepunkt. Die hin und wieder angehängten Tabellen können, wenn sie nicht der Rubrik »Aufgespießt« zuzuordnen sind, aus Sprachlehrwerken und Lernergrammatiken systematischer, vollständiger und fehlerfreier entnommen werden.
 7. Aus Punkt 6 folgt, dass ein möglicher Erkenntnisgewinn in keinem Verhältnis zum Aufwand steht, den man zur sprachlichen Erschließung der Kolumnen benötigt. Zugespitzt formuliert: Welche Lernziele soll ein Fremdsprachenunterricht erreichen, der Bastian Sicks Kolumnen empfiehlt und benutzt?
 8. Das Hauptargument für Sick, nämlich in Zeiten der sprachlichen Verunsicherung bei einer großen Leserschaft ein Bewusstsein für den Gebrauch der Sprache zu schaffen, gilt ebenfalls eher für Muttersprachler. Und auch hier nagt bereits der Zweifel. Setzt die Lektüre nicht ein bestimmtes Bildungsniveau und ein, möglicherweise autodidaktisch gewonnenes, Sprachbewusstsein voraus? Was bleibt also jenseits der Unterhaltung? Erst recht, wie sollen Deutschlerner, die ihr Sprachbewusstsein und ihr Reflexionsvermögen durch das Erlernen einer Fremdsprache bereits schulen, von der Lektüre der Kolumnen profitieren, zumal ihr Bildungswert gegen null tendiert? Keine kultur- und sprachgeschichtlichen Referenzen, kein funkelnder Aphorismus, der einem Gedanken Form gibt, nur postmoderne Intertextualität und Ironie.
- Allenfalls kann man sich Sicks Kolumnen als Unterrichtsgegenstand in thematisch orientierten Kursen innerhalb linguisti-

scher Studiengänge vorstellen, wenn es um Laien-Linguistik (Sprachpflege, Sprachkritik, Sprachberatung) geht, und da schneidet Sick nicht nur im Vergleich mit dem Studienabbrecher und sprachlichen Scharfrichter Karl Kraus schlecht ab. Es ist auch zweifelhaft, ob Bastian Sick im sprachkritischen und sprachpflegerischen Überlieferungszusammenhang eine wesentliche Rolle spielen wird. Als ein »Zeitgeistphänomen« wird er wohl bald wieder vergessen sein.

3. »Über den Anlass hinausgehend«: Das Sprach- und Wissenschaftsverständnis von Mainz/Elspaß

Das Beispiel: Die tun-Fügung

Im Mai 2005 strahlte der Fernsehsender Arte den Fernsehfilm »In Sachen Kaminiski« aus. Die Geschichte beruht auf einer tatsächlichen Begebenheit; es handelt sich, wie der Titel bereits suggeriert, um einen Justizfall. Einem Ehepaar wurde von deutschen Gerichten das Sorgerecht für ihre beiden Töchter (im Film eine Tochter) mit der Begründung entzogen, dass »die Eltern intellektuell nicht in der Lage sind, ihre Kinder ordnungsgemäß zu erziehen«. Die Kinder kamen in Pflegefamilien und der Fall wurde vor dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte in Straßburg verhandelt, der wiederum die Rechtsprechung der bundesrepublikanischen Instanzen aufhob und die Kinder ihren Eltern zuführte. Schon der faktische, chronologisch geordnete und juristisch relevante Teil der Leidensgeschichte liest sich wie die Skizze eines Drehbuchs.¹

Die Verfilmung dieses tragischen Falles, atmosphärisch stimmig inszeniert und mit hervorragenden Schauspielern be-

setzt, geizt nicht mit Schwarz-weiß: hier die fürsorglichen, liebenden Eltern, dort die herzlosen und kalten Agenten des Staates. Doch wie stellt man den Casus Belli, die intellektuellen Defizite der Eltern, dar? Wie bringt man die Zuschauer dazu, von einer konkreten filmischen Darstellung auf ein abstraktes Merkmal zu schließen? (Die folgenden Beispiele beziehen sich hauptsächlich auf den Vater, außerordentlich beeindruckend gespielt von Matthias Brandt, dem Sohn von Willi Brandt).

Ein äußeres Merkmal, wie z. B. eine große Brille mit dicken Gläsern? Kann man von einer Sehschwäche auf den Intellekt schließen? Trug oder trägt nicht ein Großteil hoch gebildeter und beleesener osteuropäischer Dissidenten solche Modelle? Oder der tatsächliche mündliche Sprachgebrauch? Kann man vom Sprachgebrauch auf die Begabung schließen? Auf die Frage der Tochter, was ein »Brockhaus« sei, antwortet der Vater: »Wenn man was nicht wissen tut, dann ist das nicht schlimm.« Ist der inhaltliche Aspekt dieses Beispiels ein Indikator für Minderbegabung? Sicherlich nicht, denn wer wagte eine Schätzung, für wie viel Prozent der Bevölkerung in Deutschland der Brockhaus kein Nachschlagewerk, sondern ein Fertighaustyp ist, und das trotz der Markierung durch das Maskulinum. Nein, der Drehbuchschreiber wählte die »tun-Fügung«, und den hier nicht behandelten possessiven Genitiv, die vom Vater (und auch von der Mutter) gebetsmühenhaft und ostentativ gebraucht werden, um beim Zuschauer den Schluss auf intellektuelle Defizite auszulösen.

Dieses ernste Beispiel bekommt eine anekdotische Wendung. Im September 2005 fand in Oxford ein Treffen für ehemalige

1 http://www.coe.int/T/D/Menschenrechtsgerichtshof/Dokumente_auf_Deutsch/Volltext/Urteile/20020226_Kutzner_U.asp#TopOfPage [Zugriff: 28.12.2007]

DAAD-Lektorinnen und Lektoren in Großbritannien und der Republik Irland statt. Im Rahmen des Fortbildungsprogramms besuchte ich eine Arbeitsgruppe von Prof. Elspaß mit dem Titel »Which German? Variation in German and the teaching of German as a foreign Language«. Prof. Elspaß präsentierte neben vielen anderen Beispielen für Standardvarietäten des Deutschen die »*tun*-Fügung«. Sie werde gesprochen (tatsächlich gebraucht) und sei deshalb akzeptiert. Auf meinen Einwand, die gehäufte Benutzung genau dieser Form sei mir vor einigen Wochen in einem Fernsehfilm als signifikantes Merkmal für Minderbegabung begegnet, wollte und konnte er nicht eingehen, und das nicht nur, weil der tatsächliche Gebrauch als Folgerung die faktische Richtigkeit nach sich zieht. Es schien, als lebten Linguist und Sprachlehrer in Paralleluniversen.

4. Strukturanalogie und Sprachgemeinschaft als »ärgerliche Tatsache«

Ohne die großen Unterschiede zwischen dem Wissenserwerb im Alltag und dem in der Wissenschaft verkleinern zu wollen (siehe dazu Antos 1996: 28–34), möchte ich doch auf eine Strukturanalogie hinweisen. Zwei Phänomene werden miteinander in Beziehung gesetzt und es wird ein kausaler Zusammenhang hergestellt. Der Drehbuchschreiber stellt den tatsächlichen mündlichen Sprachgebrauch seiner Hauptfiguren dar, legt ihnen Worte in den Mund, um beim Zuschauer eine Korrelation mit intellektuellen Defiziten auszulösen.¹

Solche Korrelationen auf induktiver Basis werden so vollzogen wie der tatsächliche Sprachgebrauch, ohne Regelbeschreibungen, ohne Grammatiken, was ja »nicht nur überflüssig, sondern geradezu sinnlos« (Maintz/Elspaß 2007: 517) ist. Auch Linguisten korrelieren häufig auf induktiver Basis den tatsächlichen Sprachgebrauch mit außersprachlichen Merkmalen wie Sozialstruktur, Kognition und regionale Verteilung. Das Problem besteht darin, diesen erhobenen Daten faktische Richtigkeit zuzubilligen. An keiner Stelle wird deutlich, warum aus Äußerungen einzelner Sprecher faktische Richtigkeit für die Sprachgemeinschaft gefolgert werden soll. Ja, mir ist aus dem Text von Maintz/Elspaß gar nicht klar geworden, wer eigentlich spricht: einzelne Sprecher oder die Sprachgemeinschaft.

Der Soziologe Ralf Dahrendorf (1977) bezeichnet die Gesellschaft als »ärgerliche Tatsache«. Gemeint ist damit, dass unser Verhalten, also auch unser Sprachgebrauch, von den Erwartungen der Gesellschaft quasi »ferngesteuert« wird, so dass wir uns diesen Erwartungen nie entziehen können (»Tatsache«), ob wir wollen oder nicht (»ärgerlich«). Diese Erwartungen sind normativ gesteuert, sie ziehen positive oder negative Sanktionen (bis hin zum Kindesentzug!) nach sich. Sie lassen sich auf Wertvorstellungen zurückführen, ein Abstraktionsschritt, der im tatsächlichen Sprachgebrauch häufig nicht vollzogen wird, und außerdem kaum berücksichtigt, dass Wertvorstellungen in einer Sprachgemeinschaft immer in Konflikt miteinander liegen, was nicht zuletzt die Kontroverse in *Info DaF*

1 Dieser Zusammenhang ist keineswegs wissenschaftlich erwiesen. Noch eine Anekdote: In einem »Schnellschuss« hat der Erziehungswissenschaftler und Präsident der Freien Universität Berlin, Prof. Dieter Lenzen, genau diesen Korrelationsschluss (sprachliche Defizite → intellektuelle Defizite) bei Kindern mit Migrationshintergrund (vor allem türkischen) nahe gelegt. Bedauerlicherweise in der Berliner Lokalpresse, was zu einem Sturm der Entrüstung führte und ein Dementi veranlasste.

zeigt. Auch wir bewerten unseren Gesprächspartner, wenn er sehr häufig die »*tun*-Fügung« benutzt, allerdings sind unsere Werturteile ihrerseits wieder bestimmt von unserer Position in der Gesellschaft und den damit verbundenen Erwartungen. So lassen sich unterschiedliche Reaktionsweisen auf den Vater erklären. Für Maintz/Elspaß wäre der Vater vielleicht ein interessantes Beispiel für den Gebrauch der *tun*-Fügung in der Alltagssprache einer bestimmten Region bzw. Schicht, für einen Sprachlehrer fehlerhaftes Deutsch, für einen Personalchef schlechtes Deutsch.

Nicht der tatsächliche Sprachgebrauch bestimmt, was richtig oder falsch, korrekt oder unkorrekt, gelungen oder misslungen, angemessen oder unangemessen ist, sondern die Bewertung durch die Sprachgemeinschaft, die allerdings nach der »normativen Reichweite« ihrer Bewertungen sehr differenziert werden muss.¹ Bis in den Elfenbeinturm der deskriptiv-positivistischen Linguistik/Grammatik verfolgen uns normgesteuerte Erwartungen.

5. Dominanz der Performanz

In der Streitfrage um die *tun*-Fügung hätte eine Unterscheidung zwischen dem mündlichen und schriftlichen Sprachgebrauch weiterhelfen können, aber es kann nicht sein, was nicht sein darf. Eine negative Bewertung einer im gesprochenen Alltagsdeutsch geläufigen Form würde dem Sprachverständnis von Maintz/Elspaß zuwiderlaufen und ihr Forschungsparadigma konterkarieren. Beides leidet meiner Meinung nach unter einer Überbetonung des mündlichen Sprachgebrauchs. Schon spricht Gerhard

Helbig (2007) von einer »performativen Wende«. Er weist darauf hin, dass eine zu starke Orientierung an der Performanz

»... mindestens nach dem Verständnis Chomskys – auch ausdrücklich psychologisch und anders bedingte Defekte einschließt, d. h. Äußerungen, deren Oberflächenstruktur nicht wohlgeformt ist« (Helbig 2007: 8).

Ausgerechnet die Sprecher, deren Oberflächenstruktur nicht »wohlgeformt« ist, haben die größten Schwierigkeiten, solche Strukturen in der »standardsprachlichen Schriftlichkeit« zu vermeiden. Sie versperren Maintz/Elspaß ihre »argumentative Hintertür«:

»Selbst die Sprecher, die die (von Bastian Sick, M. K.) zitierten Strukturen benutzen, würden diese wohl kaum in der standard-sprachlichen Schriftlichkeit gebrauchen.« (Maintz/Elspaß 2007: 520)

Eine Brücke zum schriftlichen Sprachgebrauch, der weniger spontan und reflektierter ist, außerdem mehr Möglichkeiten der Selbstkorrektur zulässt, kann so nicht gebaut werden. Überall lauert in der »geschriebenen Standardvarietät« eine »spracharistokratische, vorwissenschaftlich-normative Haltung«, ein »aristokratisch-intoleranter« Umgang mit Sprache.

6. Forschungsparadigma

Der Begriff »Paradigma« stammt von dem berühmten amerikanischen Wissenschaftshistoriker Thomas S. Kuhn, der in seinem Buch *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen* die irrationalen und psychologischen Aspekte herausgearbeitet hat, die einen »Paradigmenwechsel« in einzelnen Wissenschaften auslösen. Maintz/Elspaß stehen nicht allein mit ihrer Auffassung, sie beschreiben sich als Mitglieder einer Gruppe, wie aus dem folgenden Zitat deutlich wird:

1 Ammon (2004) identifiziert als »normsetzende Instanzen«: Modellsprecher- oder -schreiber, Sprachkodifizierer, Sprachexperten (»Fach- oder auch Laienlinguisten«), Sprachnormautoritäten.

»... und gegen die (Sicks Auffassung von Sprachrichtigkeit und Sprachpflege, M. K.) wir – zusammen mit zahlreichen KollegInnen an deutschen und ausländischen Hochschulen weltweit – auf argumentativen Wegen zu kämpfen versuchen.« (Maintz/Elspaß 2007: 516)

Was ist der inhaltliche und methodische Kern dieses Paradigmas?

Die Beschreibung des mündlichen Sprachgebrauchs in allen Varianten meint die Rehabilitierung der Alltagssprache/Umgangssprache. Das Interesse richtet sich also auf die Lebenswelt der so genannten kleinen Leute, die ohne große schriftliche Hinterlassenschaften dem beschleunigten technologischen und sozialen Wandel besonders stark ausgesetzt sind und deshalb eine Stimme benötigen, die ihre Lebenswelt vor dem Verschwinden bewahrt. Diese Verschiebung des Interesses gilt nicht nur in der Linguistik, sondern auch in anderen Disziplinen, wie z. B. der Europäischen Ethnologie, den Kulturwissenschaften, vor allem aber in der Geschichtswissenschaft (Oral history). Der zentrale Unterschied zwischen den genannten Disziplinen und der Linguistik der Alltagssprache liegt darin,

»... dass Sprache als ein Gegenstand der Betrachtung der Erklärung deutlich näher steht als alle anderen möglichen Betrachtungsgegenstände. Denn da wir grundsätzlich alles nur durch Sprache erklären können, so ergibt sich bei Sprache als Betrachtungsgegenstand die erkenntnistheoretische Besonderheit, dass Sprache sich nur durch Sprache, also durch sich selbst erklären lässt.« (Wängler 1966: 23)

Von der Bedeutung der Äußerungen und häufig auch vom pragmatischen Kontext, in dem sie gemacht werden, abstrahiert der Linguist. Die Perspektive ist »von unten«, wie ein Blick in die Publikationen von Prof. Elspaß (2004, 2007) verrät. Wird der Sprachwandel diachron untersucht, ist es eine »Diskriminierungsgeschichte« der Alltagssprache, geschrieben von, in

ihren Augen, Laienlinguisten. Schlechte (nicht wohlgeformte) Sprache wird dementsprechend *gemacht*, wie spannende sprachhistorische Studien u. a. zur »*tun-Fügung*« (vgl. Davies/Langer 2006: 211–223) belegen.

In auffallendem Kontrast zu dem diachronen Aspekt dieses Forschungsparadigmas steht die synchrone Auffassung von Sprachwandel, die Maintz/Elspaß in ihrem Text darlegen. Ohne diese Auffassung im Detail zu durchleuchten, fällt doch auf, dass der Sprachwandel selbst regulierend erfolgt, Norm setzende Personen oder Instanzen keine Rolle spielen. Sie erinnert an die Geschichte vom Hasen und Igel, bei der der Hase, der Linguist, eine Momentaufnahme des gegenwärtigen Sprachgebrauchs erstellt, und der Sprachwandel wegen seines kontinuierlichen Fortschreitens wie der Igel »Ich bin all hier!« ruft. Möglicherweise kann dieser Widerspruch zwischen synchroner und diachroner Sichtweise nicht gänzlich aufgehoben werden. Für die Kontroverse interessanter ist hier die folgende Übereinstimmung: Antos (1996: 35) weist darauf hin, dass in der Beschäftigung mit der Alltagssprache eine Gefahr für die Linguistik liegt, denn die Laien-Linguistik beruft sich ebenfalls auf den sprachlichen Alltag.

7. Was tun mit der »*tun-Fügung*«?

Wie auf dem Lektorenseminar, so werden auch in ihrem Artikel die sprachpädagogischen Implikationen nicht klar benannt. Eine »*soziolinguistisch fundierte Sprachberatung*« (Maintz/Elspaß 2007: 525) wird gefordert, aber warum soll in diesen »beratungsversessenen« neoliberalen Zeiten die Sprachberatung seriöser sein als Sprachpflege und Sprachkritik? Und wie hat man sie sich vorzustellen? Ich möchte ein Beispiel aus der Soziolinguistik heranziehen, um mir selbst überhaupt vorstellen zu können, welche Implikationen die

ser Ansatz für die Sprachdidaktik und den Sprachunterricht haben könnte.

Der englische Soziolinguist Basil Bernstein arbeitete auf induktiver Basis mit Korrelationen. Er erhob zunächst Daten, aus der gesprochenen Sprache wie Maintz/Elspaß, die »langue« (de Saussure) oder »Kompetenz« (Chomsky) interessierte ihn nicht, und arbeitete aus deren Analyse einen elaborierten und einen restringierten Code heraus.

»Diese sprachlichen Codes sind für Bernstein die Vermittlungsinstanz in dem Verhältnis von Sozialstruktur und Kognition. Die Sozialstruktur bringt gewisse Weisen des Sprechens hervor, die ihren Wertorientierungen angemessen als Codes relativ verfestigt sind und ein gewisses Eigenleben bekommen.« (Schlieben-Lange 1991: 50)

Anders als Maintz/Elspaß weicht Bernstein den Konsequenzen seiner Erkenntnisse für den pädagogischen Bereich nicht aus:

»Die Schule sollte nicht versuchen, den öffentlichen Sprachgebrauch (Bernstein nennt den restringierten Code auch public = öffentlich, M. K.) auszurotten, der ja nicht nur seine eigene Ästhetik besitzt, sondern den Sprechenden auch psychisch mit seinesgleichen und seinen lokalen Traditionen verknüpft. Da dieser (= restringierte) Sprechmodus den Sprecher psychologisch mit seinesgleichen und auf soziologischer Ebene mit den lokalen Traditionen verbindet, darf die öffentliche Sprache des Sprechers nicht abgewertet werden, da sonst die Gefahr einer Entfremdung groß ist.« (Zitiert nach Schlieben-Lange 1991: 51)

Ich vermute, aber es ist wirklich nur eine Vermutung, dass die hier geforderten pädagogischen Konsequenzen für nicht »wohlgeformte« Sprechweisen der Auffassung von Maintz/Elspaß sehr nahe kommen, was man auch aus den leicht gereizten Bemerkungen zur regionalen Herkunft Sicks schließen könnte. Allein sie machen solche sprachpädagogischen Konsequenzen nicht deutlich.

8. Kehraus mit Bastian Sick: »Es macht immer Tuut-Tuut!« (2006: 63–68)

Zurück zur Empirie. Was schreibt Bastian Sick zur »*tun*-Fügung«? Sparen wir uns die Rahmenerzählung, die in diesem Fall auch wirklich witzige Teile enthält, und kommen wir gleich zur Sache. Sick listet zunächst Bedeutungen von *tun* auf und gibt an, durch welche Verben *tun* ersetzt werden kann. Ein überflüssiger Vergleich mit dem englischen »to do«, dann ein Beispiel für eine regionale Varietät, das Rheinische, bei der *tun* fast immer passt, ein neutral formulierter Hinweis auf eine im Schwäbischen geläufige Variante (Statt »ich würde« sagt man dort »ich tät«). Überschreiten wir nun mit Sick den Rubikon, die hier zur Diskussion stehende Grenze zwischen dem deskriptiven und dem normativen Bereich. »In bestimmten Fällen zulässig«, heißt es da, um das eigentliche Verb zu betonen und den Konjunktiv zu umgehen, in anderen Fällen »haben wir es mit einem umgangssprachlichen Phänomen zu tun«. Die Verwendung von *tun* als Hilfsverb wird als »Masche« bezeichnet, um sich das Kopferbrechen über die Konjugationsformen der Verben zu ersparen. (Ein Beispiel für den schnoddrigen Stil und die Probleme, die Deutschlerner mit den Kolumnen haben können). Dies sei eine »Simplifizierung der Grammatik«, »ein in Deutschland zwar weit verbreiteter, aber nicht gerade eleganter Vorgang«.

Und nun die Konklusion:

»Die Deutschen lieben die Tuterei und das Täterä, das war schon immer so, und wer eben gern so sprechen tut, der möge es in Gottes Namen tun, ich tät es zwar anders machen, aber das tut nichts zur Sache.« (Sick 2006: 68)

Was steht im Atlas zur deutschen Alltagssprache, dem Augsburger Forschungsprojekt von Prof. Elspaß, zur *tun*-Fügung? Als Erläuterung zum Beispiel »das täte ich gern probieren« kann man dort lesen:

»Während Konstruktionen mit *tun* als Hilfsverb nach den Grammatiken überwiegend als unkorrekt gelten, besonders in den Präsen-Formen (*Das tu ich mal probieren*), scheinen Fügungen mit der Konjunktiv II-Form *tät-* akzeptierter zu sein«. (vgl. Engel 1996: 476)¹

Kennzeichen beider Stellungnahmen sind relativierende und tolerierende Formulierungen: Bei Sick »nicht gerade elegant« und die Konklusion, bei Elspaß »als unkorrekt gelten« und »scheinen akzeptierter zu sein«. Das sieht doch ähnlicher aus als uns der Artikel in *Info DaF* glauben macht, oder nicht?

Literatur

Ammon, Ulrich: »Standard und Variation: Norm, Autorität, Legitimation«. In: Eichinger, Ludwig M.; Kallmeyer, Werner (Hrsg.): *Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache?* Berlin; New York: de Gruyter, 2005 (Institut für deutsche Sprache, Jahrbuch 2004), 28–41.

Antos, Gerd: *Laien-Linguistik. Studien zu Sprach- und Kommunikationsproblemen im Alltag*. Am Beispiel von Sprachratgebern und Kommunikationstrainings. Tübingen: Niemeyer, 1996 (Reihe Germanistische Linguistik, 146).

Atlas zur deutschen Alltagssprache (AdA). Bearbeitet von Stephan Elspaß und Robert Möller 2003 ff. (www.uni-augsburg.de/alltagssprache).

Dahrendorf, Ralf: *Homo Sociologicus. Ein Versuch zur Geschichte, Bedeutung und Kritik der Kategorie der sozialen Rolle*. 15. Auflage. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1977 (Studienbücher zur Sozialwissenschaft, 20).

Davies, Winifred V.; Langer, Nils: *The making of bad language. Lay Linguistic Stigmatisations in German: Past and Present*. Frankfurt a. M. u. a.: Lang, 2006 (Variolinguä, 28), 211–223.

Elspaß, Stephan: »Standardisierung des Deutschen. Ansichten aus der neueren Sprachgeschichte von »unten««. In: Ei-

chinger, Ludwig M.; Kallmeyer, Werner (Hrsg.): *Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache?* Berlin; New York: de Gruyter, 2005 (Institut für deutsche Sprache, Jahrbuch 2004), 63–100.

Elspaß, Stephan; Langer, Nils; Scharloth, Joachim; Vandenbussche, Wim (Hrsg.): *Germanic Language Histories »from below« (1700–2000)*. Berlin; New York: de Gruyter, 2007 (Studia Linguistica Germanica, 86).

Engel, Ulrich: *Deutsche Grammatik*. 3., korrigierte Auflage. Heidelberg: Groos, 1996.

Helbig, Gerhard: »Gibt es eine »performative Wende« in der Linguistik? Anspruch, Möglichkeiten und Grenzen«. *Deutsch als Fremdsprache* 44, 1 (2007), 6–10.

Kuhn, Thomas S.: *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Zweite revidierte und um das Postskriptum von 1969 ergänzte Auflage. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1987 (suhrkamp taschenbuch wissenschaft, 25).

Löffler, Heinrich: »Wie viel Variation verträgt die deutsche Standardsprache? Begriffsklärung: Standard und Gegenbegriffe«. In: Eichinger, Ludwig M.; Kallmeyer, Werner: *Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache?* Berlin; New York: de Gruyter, 2005 (Institut für deutsche Sprache, Jahrbuch 2004), 7–28.

Maitz, Péter; Elspaß, Stephan: »Warum der »Zwiebelfisch« nicht in den Deutschunterricht gehört«. *Info DaF* 34, 5 (2007), 515–526.

Roggasch, Werner: »Antwort auf Péter Maitz/Stephan Elspaß und Einladung zur Diskussion«. *Info DaF* 34, 5 (2007), 527–530.

Scharloth, Joachim: »Sprachmentalitäten in Spätaufklärung und Sturm und Drang. Eine ethnographische Annäherung anhand von Beispielen aus Schubarts *Deutscher Chronik*«. In: Deminger, Szilvia; Fögen, Thorsten; Scharloth, Joachim; Zwickl, Simone (Hrsg.): *Einstellungsforschung in der Soziolinguistik und Nachbar-disziplinen. Studies in Language Attitudes*. Frankfurt a. M. u. a.: Lang, 2000 (Variolinguä, 10), 41–59.

1 http://www.philhist.uni-augsburg.de/lehrstuehle/germanistik/sprachwissenschaft/ada/zweite_runde/probieren/ [Zugriff 29.1.2008]

Schlieben-Lange, Brigitte: *Soziolinguistik. Eine Einführung*. 3., überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart: Kohlhammer, 1991 (Urban-Taschenbücher, 176).

Sick, Bastian: *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod*. Folge 3: *Neues aus dem Irrgarten der deutschen Sprache*. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2006.

Wängler, Hans Heinrich: »Zur Grundfrage der modernen Linguistik«, *The German Quarterly* 39, 1 (1966), 62–76.

Manfred Kaluza

Studium der Germanistik, Geschichte, Philosophie und Erziehungswissenschaften in Göttingen, DAAD-Lektor in Aberdeen/Schottland (1986–1989) und Hong Kong (1991–1997), Studienrat am Studienkolleg der FU Berlin.